

Berthold Wald

## **Laudatio zur Verleihung des Josef-Pieper-Preises an Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz**

[Vortrag im Rahmen des Symposiums ... der Josef-Pieper-Stiftung am 24. November 2019  
in der Akademie Franz-Hitze-Haus, Münster]

Liebe, verehrte Frau Gerl-Falkovitz,  
verehrter Herr Weihbischof Zekorn,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

das Wichtigste zuerst: Gestern – vor etlichen Jahren – wurde sie im oberpfälzischen Weiler Oberwappenöst geboren, und heute erhält sie hochverdient in Münster den Josef-Pieper-Preis. Das wäre die Kurzfassung meiner Laudatio, etwas erläuterungsbedürftig gewiss, aber keineswegs trivial. Es klingt ein wenig wie das Verhältnis von Natur und Gnade, dessen unbezwingliche Logik Josef Pieper uns Studenten mit dem lapidaren Satz erklärte: „You cannot baptize a baby, until you have a baby.“ – ein schönes Bild für die Erstlingsgabe des Daseins und seiner Erhöhung. Also auch von dieser Stelle noch einmal und im Namen aller: herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag und Gottes Segen für das neue Lebensjahr! Dem später folgenden Glückwunsch zur Preisverleihung ist aber schon jetzt voraufzuschicken, dass das Bild von Natur und Gnade hierauf angewandt in einem Punkt ganz unpassend ist: Gnade ist immer unverdientes Geschenk, – den Pieper-Preis erhält nur, wer ihn auch verdient. Warum dieser Preis gleich anschließend an Frau Gerl-Falkovitz vergeben wird, dazu möchte ich nun doch etwas weiter ausholen, nicht ohne zuerst einige Worte über Person, Werk und Wirkung zu sagen.

1945 wenige Monate nach Kriegsende geboren, begann sie nach Schulbildung und Abitur ein Studium der Philosophie, Germanistik und Politischen Wissenschaften in München, zwischenzeitlich in Heidelberg, und dann abgeschlossen in München mit der Promotion zum Dr. phil. bei dem bedeutenden Humanismus- und Renaissance Forscher Ernesto Grassi. Aus der Weitung und Vertiefung Ihrer Beschäftigung mit der Renaissancephilosophie entsteht die Habilitation zum Verhältnis von „Philosophie und Philologie“, die sich mit „Leonardo Brunis Übertragung der Nikomachischen Ethik in ihren philosophischen Prämissen“ befasst. Ein Nebenprodukt aus dieser Zeit ist die später nochmals aufgelegte „Einführung in die Philosophie der Renaissance“, in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt. Es folgen brotlose Jahre als Privatdozentin in München, Bayreuth, Tübingen und Eichstätt, verbunden mit der existenzsichernden und richtungweisenden Aufgabe als Studienleiterin auf Burg Rothenfels am Main. An diesem legendären Ort elementarer katholischer Bildung und Erziehung, seit 1920 von Romano Guardini als Studienleiter geprägt, kreuzen sich die Lebenslinien vieler später bedeutender katholischer Intellektueller, zu denen auch

Josef Pieper gehört. Mehrfach hat Pieper öffentlich bekannt, welche lebensprägende Bedeutung die Begegnung mit Guardini für sein Denken und den Stil des Lehrens an der Universität gehabt hat. Gleiches darf man wohl auch von der jungen Privatdozentin sagen. Sie ist Guardini nie persönlich begegnet, aber durch Ihre Zeit auf Burg Rothenfels tief in den Bannkreis seines Denkens und Lebens eingetaucht. Kein Wunder, dass sich bis heute auch Spuren der Pieper-Lektüre bei ihr finden. Vier Jahre nach der Berufung an die Pädagogische Hochschule in Weingarten (bei Ravensburg) erhält Sie 1993 den ehrenvollen Ruf auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Religionsphilosophie an der TU Dresden. Damit endet das akademische Wanderleben, und es beginnt eine durch die Religionsphilosophie selbst nahegelegte Ausweitung der akademischen Lehre und Forschung auf die Interdependenz von Gottes- und Menschenbild, inspiriert insbesondere von französischen Phänomenologen wie Jean-Luc Marion, Michel Henry, Emanuel Levinas, wie auch dem späten Jacques Derrida. Der Anstoß dazu dürfte wohl die im Osten Deutschlands noch einmal stärker empfundene Herausforderung gewesen sein, sich unter den Bedingungen der Postmoderne und angesichts einer weitgehend sprachunfähigen, diffusen christlichen Anthropologie verständlich zu machen. Nach der Entpflichtung an der TU Dresden 2011 hat sie das Glück – und die Last, ihre akademische Arbeit – bis heute – fortzusetzen als Vorstand des Europäischen Instituts für Philosophie und Religion (EUPHRat) an der Phil.-theol. Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz bei Wien.

Die Schwerpunkte von Forschung und Lehre lassen sich unschwer an der umfangreichen Liste ihrer Veröffentlichungen ablesen. Diese enthält weit mehr als die akademischen Qualifikationsschriften und dann noch ein- zwei Hauptwerke, am Schreibtisch für andere Schreibtische geplant. Was sich schon im ersten Hinblicken zeigt, ist eine kaum zu überblickende Fülle einer mit den Jahren und bis heute sich beschleunigenden Produktivität. Immer neue Bücher kommen hinzu und ältere erscheinen in neuen Auflagen, teils erweitert und überarbeitet. Einige sind monographisch angelegt, viele thematisch aus Einzelbeiträgen zusammengefügt, und nahezu alle hervorgegangen aus einer reichen Lehr- und Vortragstätigkeit. Ich verzichte hier auf die langatmige Aufzählung von Buchtiteln und beschränke mich auf das Spektrum der Publikationen.

Da ist sachlich und zeitlich zuerst die jahrzehntelange Beschäftigung mit der Person und dem Werk Romano Guardinis zu nennen. Als Biographin, Editorin und Essayistin hat sie nicht bloß Maßstäbe gesetzt, sondern erheblich zu einer Guardini-Renaissance beitragen, und das über den deutschen Sprachraum hinaus. Ein zweiter international wahrgenommener Schwerpunkt sind die Arbeiten zu Edith Stein und die Herausgabe der Werke Edith Steins in 27 Bänden, die inzwischen abgeschlossen ist. Nahziel dieser Ausgabe war zweifellos, der Edith Stein-Forschung ein gesichertes Fundament zu geben, Fernziel aber vor allem, auf diesem Boden dauerhaft weiterzubauen und das Denken Edith Steins fruchtbar zu machen als „Herausforderung heutiger Anthropologie“. Anzeichen dafür, dass beides auf gutem Weg ist, sind die Akten eines internationalen Kongresses an der Universität Wien und der Hochschule in Heiligenkreuz zu diesem Thema, die in einem umfangreichen Band vor zwei Jahren erschienen sind.

Ein dritter Schwerpunkt, die Beschäftigung mit aktuellen Positionen der französischen Phänomenologie als Antidot zur postmodernen Wirklichkeitsverdunstung, wurde schon angedeutet. Die Anregung dazu kommt unmittelbar als Erbschaft von beiden Seiten, von Romano Guardini und von Edith Stein, – ein Erbe, das sich gegen die bloß museale Konservierung sperrt und von sich

her darauf angelegt ist, Frucht zu tragen auch in späterer Zeit. Bei Edith Stein, der Schülerin und Privat-Assistentin Edmund Husserls, ist das heute weitgehend bekannt. Steins fruchtbare Ausweitung der phänomenologischen Methode auf das geistige und geistliche Leben ist durch die hier anwesende Edith Stein-Herausgeberin und Biographin tiefenscharf erschlossen in Ihrem Buch „Unerbittliches Licht. Versuche zur Philosophie und Mystik Edith Steins“. Kardinal Lehmann hat übrigens bei einem Festakt an der TU Dresden zum 70. Geburtstag von Frau Gerl-Falkovitz in seiner Laudatio darauf hingewiesen, dass mit dieser Studie ein neuer Zugang zu Edith Stein eröffnet worden sei, der „besonders in den zehn Jahren zwischen Seligsprechung und Heiligsprechung ganz gewiss zum Verständnis Edith Steins und deren Rang und damit zum wachsenden Ansehen der intellektuellen Heiligen beigetragen“ habe. Gleiches darf mit Recht über die heute wieder neu wahrgenommene Bedeutung von Romano Guardini gesagt werden, die sich gleichfalls der wissenschaftlichen und publizistischen Energie seiner späten Schülerin und Biographin verdankt. Guardini selbst war kein Phänomenologe wie Edith Stein, aber in seiner Erkenntnishaltung der phänomenologischen Methode verwandt. Wie in der Guardini-Biographie sorgsam belegt, ist die Grundintention seines Denkens, von Max Scheler darin nachhaltig ermutigt, das „Sehen, was ist“. Husserls berühmter Imperativ „Zurück zu den Sachen selbst!“ ist bei Guardini in zwei Richtungen weitergeführt: als Ausbruch aus dem Gefängnis der Subjektivität und als Überwindung einer an der Logik des Begriffs orientierten Vereinnahmung des Wirklichen. Es geht um Wahrheit als ein Phänomen der Fülle, die sich in Philosophie, Dichtung und Religion, also in unterschiedlichen Zugängen erschließt, weil nur so die spannungsvolle Widerstrebigkeit gegensätzlicher Züge des Wirklichen zum Vorschein kommt, die niemals glatt auf den Begriff gebracht werden kann. Man denke an die von Pascal und Kierkegaard übernommene Kennzeichnung des Menschen als Paradox, das sich den Kategorien eines rein begrifflichen Denkens entzieht. Die wirkliche Wirklichkeit tut sich auf in der Begegnung mit den wirklichen Dingen. Wirklichkeit ist auf Erkennen angelegt und von nicht einholbarer Tiefe zugleich. Pieper wird diesen Gedanken später als „Wahrheit der Dinge“ von Thomas her wieder aufnehmen, auf der Linie seiner von Guardini inspirierten Dissertation über die „ontische Grundlage des Sittlichen bei Thomas von Aquin“. Die Reinheit des Hinblickens und der unbefangene Wille zur Wahrheit des Wirklichen, das Unvordenkliche und uneinholbare Neue darin den Bemächtigungsversuchen einer selbstbezogenen Rationalität zu entziehen: das, verehrte Frau Gerl-Falkovitz, dürfte wohl ein wesentliches Element sein in Ihrem Bemühen, die Erbschaft Guardinis und Steins in der Beschäftigung mit zeitgenössischer Phänomenologie anschlussfähig zu machen und weiterzuführen auf die heutige dringlichen Fragen hin.

Und die liegen heute, wie schon angedeutet, vor allem auf dem Gebiet der philosophischen Anthropologie, näherhin einer christlichen Anthropologie. Damit ist ein vierter thematisch weit ausgreifender Schwerpunkt in Forschung und Lehre von Frau Gerl-Falkovitz benannt, der in den letzten Jahren zunehmend auch publizistisch wahrnehmbar ist als Beitrag zu einer Debatte, die auf dem Weg über die Öffentlichkeit an Fahrt aufgenommen hat: Stichwort Gender-Debatte. Das hat zu tun mit der Schwierigkeit, ohne rituelle Beschwörung eines ohnehin schon zur Leerformel überdehnten „christlichen Menschenbilds“ die elementaren Grundzüge einer christlichen Sicht des Menschen plausibel zu machen, die nicht auf Unterdrückung, sondern auf Befreiung und Entfaltung hinausläuft. An dieser Stelle kommt der reiche Ertrag ins Spiel, der von Romano Guardini, Edith Stein und der zeitgenössischen Phänomenologie entliehen ist. Weil es hier um profilbildende

Inhalte geht, die unmittelbar auch das geistige Erbe Josef Piepers betreffen, komme ich gleich noch einmal darauf zurück.

Ein letzter, auch literarisch bedeutender Schwerpunkt Ihres Werks sind die meisterhaften Portraits vor allem großer Frauengestalten, die modernen Vorurteilen zum Trotz nicht unerfüllt im gesellschaftlichen und kirchlichen Abseits standen: beginnend im „finsternen Mittelalter“ mit Theophanu, der Christin, Kaiserin und Europäerin, über Hildegard von Bingen und weiter durch das Mittelalter bis hinein in das zwanzigste Jahrhundert zu Edith Stein, Gertrud von Le Fort und Ida Friederike Görres, - die Letztgenannten beide 1971 gestorben, an der Schwelle sich heute noch beschleunigender gesellschaftlicher und kirchlicher Um- und Abbrüche. Alle Beiträge zu diesen „Freundinnen im Gespräch“, so einer der Buchtitel, sind klar und mitreißend lebendig geschrieben als ein Spiegel von „Leidenschaft und Fülle, Maß und Gleichgewicht“. Dieses von Guardini entliehene Wort – als Titel für ein weiteres Buch, die „Neun Versuche über Frauen“ – kennzeichnet auch Sie und Ihre Weise, über das Thema „Frau“ zu schreiben. Im Gegenüber zu diesen Gestalten dann „Maria – der andere Anfang“ – ein Buch, das im Schlusskapitel mit der Frage „Ist Vollkommenheit langweilig?“ dem Leser eine kleinen Schock versetzt und den Absturz in die Banalität bei der modernen „Suche nach einer ‚anderen‘ Maria“ vor Augen führt. Dies alles ohne Polemik, eher humorvoll in der Absicht, eine Hilfe anzubieten, sich einmal versuchsweise auf die herausfordernde Spannung der Mariendogmen in ihren Grundaussagen über den Menschen denkerisch einzulassen. Was heute nottut, ist, wie Sie sagen, „die unglaubliche und ungeheure Vorgabe des Christentums für die Frau (wie übrigens auch für den Mann) aus der Sache heraus darzustellen. Sofern die Sache Bestand hat, bedarf sie keiner Apologetik. Sie bedarf einer Augenöffnung, und diese ist nicht erstrangig auf Glaubensaussagen abzustützen (die nicht alle teilen), sondern hat den Blick freizugeben auf Geschichte, Daten, Erfahrung, Theorie.“ (Vorwort, „Mit Freundinnen im Gespräch“)

Soweit mein summarischer Überblick über die Sparten Ihrer philosophischen und literarischen Produktion. Wirkung und Beachtung auf dem akademischen Sektor werden nicht ganz zu Unrecht in der Währung verliehener Auszeichnungen verglichen: möglichst viele und natürlich hohe. Als sich ab dem 70ten Geburtstag die Auszeichnungen zu häufen begannen, ließ Josef Pieper verlauten, dass das sicher auch als eine Begleiterscheinung des Alters zu deuten sei und er darum nicht vorhabe, jeden Preis anzunehmen. Nun, ganz so schlimm ist bei Ihnen nicht, noch nicht. Zwei ihrer Auszeichnungen seien hier nun doch genannt: die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar im Jahr 1996, und im November letzten Jahres die Auszeichnung mit dem „Premio Internazionale Cultura Cattolica“ in Italien - unter den Preisträgern Kardinäle wie Josef Ratzinger und Angelo Scola, Schriftsteller wie Vittorio Messori, mit Riccardo Muti ein bedeutender Musiker und schließlich 2017 auch Remie Brague, zweiter Träger des Josef-Pieper-Preises. Und nun ist die Wahl auf Sie gefallen, den jetzt zum vierten Mal verliehenen Preis zu erhalten. Natürlich sind Sie daran selber schuld. Ihr Werk entspricht ja in auffälliger Weise den Kriterien, die noch Josef Pieper selbst der Stiftung vorgegeben hat: Der Preis wird verliehen für „beispielhafte Veröffentlichungen und Arbeiten über das europäisch-christliche Menschenbild, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen und wegen ihrer sprachlichen Gestaltung ein breites Interesse verdienen“, so der einschlägige Absatz aus der Satzung zum Stiftungszweck. Das ist eine komplexe Formulierung, die viel Spielraum enthält und diesen

zugleich begrenzt durch den Bezug auf das europäisch-christliche Menschenbild und die sprachliche Gestalt seiner Vergegenwärtigung. Ausdrücklich gesagt ist auch, dass es sich um Arbeiten handeln soll, die „ein breites Interesse verdienen“, also Arbeiten von einer auf das christliche Menschenbild bezogenen Aktualität. Nun, ihr Werk findet breites Interesse, keine Frage. Die wichtigere Frage wäre, ob ihr Werk unter Berücksichtigung der genannten Kriterien dieses Interesse auch verdient? Keine Sorge: die Frage ist entschieden, aber in diesem summarischen Überblick über Ihr Leben und Werk noch nicht eigens bedacht. Sie verdient insofern Aufmerksamkeit, als es ja in letzter Hinsicht jeder Stiftung darum gehen muss, nicht bloß den Namen des Stifters, sondern auch sein Werk in Erinnerung zu halten.

In welchem Sinn hier Erinnerung stattfinden soll, hat Josef Pieper in einer Nachschrift zur Satzung noch einmal ausdrücklich zu Protokoll gegeben. Ich zitiere daraus einen Abschnitt, der auf der Internet-Seite der Stiftung nachzulesen ist.

*„Die Intention meiner gesamten Tätigkeit ist, das in der abendländisch-christlichen Tradition (von Platon bis John Henry Newman, Romano Guardini, C.S. Lewis) entfaltete Bild vom Menschen und der Wirklichkeit im Ganzen neu zu formulieren; Neuformulierung besagt dabei, die Verlebendigung der Grundgedanken in einer möglichst unfachlichen und einfachen (aber niemals unerlaubt vereinfachenden) Sprache.“*

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, das zu tun: mit oder ohne Blick auf Pieper, aber doch immer im gemeinsamen Bemühen um die von Pieper formulierte Aufgabe. Sie haben sich dazu schon früh Guardini als geistigen Mentor erwählt und sind der Spur seines Denkens gefolgt. Die Verbundenheit in der Sache steht damit außer Frage, der Stil und das Niveau ebenfalls. Es definiert die Spitze der internationalen Forschung zu Romano Guardini und Edith Stein. Und was Sie anpacken, ist nicht nur gut gesagt, sondern auch brennend aktuell. Dazu nur ein Beispiel. Auf ausdrücklichen Wunsch von Papst Benedikt XVI. haben Sie 2011 in Castel Gandolfo bei einem Treffen des Ratzinger-Schülerkreises über „neuere philosophische Entwicklungen“ vorgetragen. Das Treffen stand unter der Leitfrage „Neuevangelisierung mit Hilfe der Vernunft?“. Wer sich einen fundierten Überblick verschaffen will über konvergierende Ansätze zur Weitung der Vernunft, die als Vernunft offen ist für das Erbe christlicher Anthropologie, dem sei dieser Beitrag wärmstens empfohlen. Es geht darin zuerst um Vernunft, nicht um christliche Vernunft, und um Wahrheit, und darum auch christliche Wahrheit, und das so, dass in den Fragestellungen heutiger Philosophie unabhängig voneinander Fassetten von Wahrheit deutlich werden, in denen das Ganze der Wahrheit über Gott und die Welt unverkürzt erscheint. Das „Bild vom Menschen und der Wirklichkeit im Ganzen neu zu formulieren“, so lautet ja der Auftrag, dessen Beachtung Josef Pieper der nach ihm benannten Stiftung ins Stammbuch geschrieben hat. Nun, die Leitthese Ihres Vortrags auf Castel Gandolfo lautet: „Vernunft ist nicht zwingend relativierend und selbst in ihrer Skepsis eine Hilfe für den Glauben: im Blick auf das Ungemäße der Vernunft gegenüber der überragenden, unerschöpflichen Wahrheit“. Gestützt und entfaltet wird diese These im Durchgang durch herausfordernde Neuaufbrüche in der französischen Phänomenologie – Jean Luc Marion, Emanuel Levinas, Michel Henry werden in ihren Grundaussagen vorgestellt – daneben Giorgio Agamben, Habermas und Derrida, Georg Steiner und Botho Strauß. Es sind Fassetten

einer umfassenderen Wahrheit in der „Aufklärung über die Aufklärung“, später dann ausgeweitet zu einem Buch über die Frage „Verzeihung des Unverzeihlichen?“

Man merkt sofort: Hier geht es nicht bloß um ein gelehrtes Referat, sondern um Aneignung und kritisches Weiterdenken. Und ich wiederhole es gerne noch einmal: Nur so wird der Raum freigehalten für die Aufgabe, „das in der abendländisch-christlichen Tradition entfaltete Bild vom Menschen und der Wirklichkeit im Ganzen neu zu formulieren“, und die von Pieper selbst vorgelegte Formulierung dieses Bildes im Denkraum der Gegenwartsphilosophie anschlussfähig zu halten.

Die Nagelprobe, die das abendländisch-christliche Menschenbilds heute zu bestehen hat, liegt zweifellos im Bereich der Anthropologie der Geschlechter. Kennzeichnend für den gegenwärtigen Diskurs über den Menschen ist eine Sichtweise der menschlichen Person, die auf die völlige Auflösung des Personbegriffs hinausläuft. Personen sind nichts irgendwie Gegebenes, weder substantial als leibhaftige Menschen noch reflexiv sich selbst gegeben als Subjekt. Alles Vorgegebene seitens der menschlichen Natur wird ins Biologische abgedrängt und alle kulturellen Ausprägungen, einschließlich der Schriftaussagen im Alten und Neuen Testament, werden als zeitgebundene Ausdrucksformen relativiert. Was übrig bleibt, ist ein synthetisches Konstrukt mit fließender Identität, das auf zwei grundlegenden Negationen beruht: auf der Negation der Leiblichkeit als vorgegebener Verfassung menschlicher Personalität, und auf der Negation der Geschlechterdifferenz von Mann und Frau als Einengung selbst zu wählender Identität. Das ist die Herausforderung für das christliche Bild vom Menschen heute. Es dem Sog der Anpassung zu entziehen und wieder sprachfähig zu machen, haben Sie in den letzten Jahren als Herausforderung des Denkens angenommen. Wie Sie damit umgehen, kann ich nur umrisshaft skizzieren, und als Kompensation notgedrungener Kürze den Hinweis hinzufügen, wo Sie das tun: am deutlichsten in Ihrem Buch „Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender“, 2009 erschienen und inzwischen als Taschenbuch wieder aufgelegt. Zu fragen ist: „Gibt es nur noch neutrale Personen“ – leibneutral, geschlechtsneutral, identitätsneutral, weil in allen drei Hinsichten veränderbar? Und weiter: „Hat das Christentum eine Lösung jenseits anderer Lösungen?“ Was wird gezeigt in aller Kürze? Die erste grundlegende Täuschung folgt aus der Nichtbeachtung der Unterscheidung von Körper und Leib. Ihr Ahnherr ist der Vater der neuzeitlichen Philosophie: René Descartes. Leib ist für ihn, wie andere Körper auch, primär ein ausgedehntes Objekt mit unterschiedlichen Funktionen, ein Automat, den die Natur hergestellt hat und nicht wir. Doch Leib ist etwas qualitativ Anderes als ein Ding. Er ist Gestalt, nicht einfach „äußere Gestalt“, bloße Hülle, beschreibbar in ihren Eigenschaften. Sondern Leib ist lebendige Ausdrucksgestalt eines Innen, Ausdruck des Seins der Person. Jemand hat einmal zu Beginn seines Vortrags über das Thema „Person“ dazu aufgefordert zu zählen, wieviele Personen im Raum versammelt sind. Ja – wie soll man das machen, außer man zählt die Leiber, aber mit welchem Recht die Leiber? Der Vortragende war übrigens ein Engländer, dem seine Sprache dabei zu Hilfe kam, diese Frage klar genug zu stellen. Er bat uns die „bodies“ zu zählen, während wir erst kurz überlegen müssen, wie wir uns ausdrücken sollen – Körper oder Leib? Also, was ist Leib - „kulturelles Artefakt“? „pure Interpretation“? Falls ja, dann aber bitte konsequent zu Ende gedacht. Man kann natürlich vorgeben, das zu tun, um leibgebundene „Stereotypen“ von Weiblichkeit und Männlichkeit loszuwerden und durch „Utopien der fließenden Identität im Sinne des totalen Selbstentwurfs“ zu ersetzen. Aber Utopien sind und bleiben Utopien, auch dann, wenn Selbstinzenierungen uns etwas anders weismachen wollen.

Cyborg und Pluralität der Geschlechter sind sekundär, weil kognitiv abhängig von dem, was sie negieren: den natürlichen Geschlechtsleib. Es kommt also darauf an, „die Vernachlässigung eines umfassenden Leibbegriffs“ zu überwinden. Das ist möglich durch Kritik: „Fließende Identität? Gender – eine Theorie auf dem Prüfstand“, so lautet das einschlägige Kapitel in „Frau – Männin – Mensch“. Die Kritik ist glänzend geschrieben und überzeugend begründet. Aber Kritik theoretischer Inkonsistenzen wäre zu wenig, selbst wo es gelingt, „die beiden ‚blinden Flecken‘ der Gender-Theorie aufzudecken: den übergangenen Leib und die übergangene Generativität.“ Der entscheidende Schritt zu ihrer Überwindung muss aus etwas Positivem kommen, einer am Sachverhalt orientierten Reflexion auf das „Personsein in Mann und Frau“. Im Buch ist das einschlägige Kapitel untertitelt als „eine Annäherung“ – Annäherung an das, was einmal in weniger stürmischen Zeiten unzweideutig als „christliches Menschenbild“ bezeichnet werden konnte.

Ich schließe mit einer selbstkritischen Bemerkung von Kardinal Lehmann, der in seiner Laudatio zum 70ten Geburtstag beim Festakt in Dresden wörtlich sagte: „Wir hätten uns Manches ersparen können, wenn wir frühzeitiger auf ihre Gedanken geachtet hätten.“

Hier endet mein Lob für Ihr Werk und mein Auftrag, es im Namen der Josef Pieper Stiftung zu verkünden. Doch sei mir gestattet, als Herausgeber der Werke Josef Piepers noch einen persönlichen Dank anzuschließen für die erfrischende Unbefangenheit, mit der Sie sich auf Piepers Denken eingelassen haben. Spuren davon finden sich in manchen Ihrer Bücher, in den letzten Jahren auch Texte. Ich nenne insbesondere Ihr erhellendes Vorwort zur Neuauflage von „Über die Liebe“, das leider namenlos erschienen ist. Der Verlag hatte einfach vergessen, ihren Namen darüber zu setzen. So steht das Vorwort nun da wie ein Text von Josef Pieper selbst, was aber sein nicht kann, weil es mit einer wundervollen Anekdote über Pieper beginnt. Im Ton erinnert an jene heitere Ehrerbietung, von der Pieper selbst nach der Begegnung mit Romano Guardini auf Burg Rothenfels berichtet hat.

*„Im Jahr 1994, als Josef Pieper seinen 90. Geburtstag feierte, fand in Münster ein großes Symposium statt, zu dem ich mit einigen Dresdner Studierenden fuhr. Angekündigt war ein Vortrag Piepers selbst zur Liebe als einer Form der platonischen mania. Als der 90-jährige den Saal betrat, gestützt auf den Arm von Freunden, und gebrechlich zum Katheder ging, sagte einer der Dresdner Studenten neben mir mit einem (verbotenen) Witz der alten DDR: ‚Das Politbüro wird hereingetragen.‘ Und es war ja fast auch lächerlich, von einem Greis einen Vortrag über die Ekstase der Liebe zu hören. Pieper hielt seinen Vortrag. Und nach dem Vortrag brach unter den Studenten schiere Bewunderung aus. Man hatte Alter und Gebrechlichkeit vergessen vor der kraftvollen Stimme, dem Schwung, der spürbaren Geistigkeit dieses Mannes.“*

Wie man sieht: Sie haben junge Leute gefördert, die sich auf Piepers Denken einlassen wollen, bis hin zur erfolgreichen Betreuung einer Dissertation über sein Werk an der TU Dresden. Sie haben viel für die akademische und öffentliche Präsenz von Josef Pieper getan. Für all das schulden wir Ihnen großen Dank. Mag nun umgekehrt der Josef-Pieper-Preis auch das Interesse an ihrem Werk verstärken. Sie haben die Auszeichnung wahrhaft verdient.